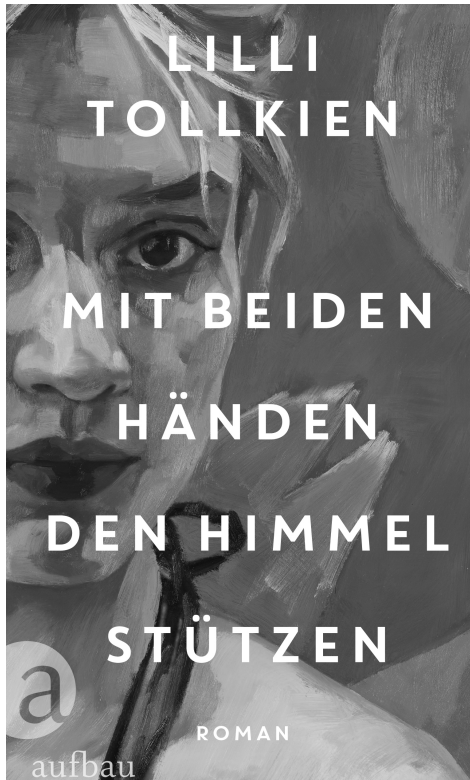


LESEPROBE



LILLI
TOLLKIEN

MIT BEIDEN
HÄNDEN
DEN HIMMEL
STÜTZEN

a

aufbau

ROMAN

Im Körper meiner Mutter ist es warm, ihre Schritte wiegen mich in ihrem Becken. Ich schwimme, ertaste meine Umgebung mit den Lippen. Die Zunge mit den Geschmacksknospen bildet sich aus. Das Fruchtwasser, von dem ich täglich einen halben Liter trinke, schmeckt süß, denn meine Mutter ernährt sich von Haribo-Colorado. Sie klammert sich an den Zucker, braucht ihn als Ersatz für das Heroin, auf das sie zu verzichten versucht, jetzt, da sie mit mir schwanger ist.

Ich bin in ihrem Bauch, als sie mit meinem Vater in dem alten Mercedes nach Spanien fährt, um dort einen Entzug zu machen, und ich erlebe ihren Rausch über die Plazenta, als der Entzug scheitert.

Meine Ohren entwickeln sich, ich höre den Herzschlag meiner Mutter und das wütende Brausen ihres

Blutes. Ihr Becken ist ein Resonanzraum; es beginnt zu schwingen, sobald sie spricht, und ich reagiere mit einem Lidschlag auf ihre Stimme. Ich höre, wie sie meinem Vater ihre Liebe gesteht, denn sie hat ihn geliebt, wie all die anderen Frauen, das wird sie immer wieder sagen. Ich höre die mahnende Stimme meiner Oma Lore, die meine Mutter daran erinnert, dass sie es schon einmal vermässelt habe mit dem Muttersein, dass meine Oma sich nicht um ein weiteres Enkelkind kümmern werde, aber in ihrer Stimme liegt auch Hoffnung. Ich höre, wie meine Mutter meinen Vater anbrüllt, höre Türenknallen und wie der Kristallglas-Aschenbecher, den sie aus dem Fenster ihrer Wohnung im zweiten Stock nach ihm wirft, nur zehn Zentimeter vor seinen Füßen auf dem Asphalt der Skalitzer Straße zersplittert. Mein Vater ist auf dem Weg, eine Bank zu überfallen, aus Spaß und für die politische Sache, für eine Untergrundzeitung und für die Befreiung von drei Freunden, die nach einem anderen Überfall auf eine Bank gefasst worden waren. Diesmal wird es noch gut gehen.

In der 32. Schwangerschaftswoche setzen bei meiner Mutter die Wehen ein, und mein Vater fährt sie ins Krankenhaus. »Das überlebe ich nicht«, sagt sie, und er besorgt ihr Heroin. Ich werde nicht auf die Brust meiner Mutter gelegt. Unter kontrollierten Außenbedingungen, im Mikroklima des Inkubators, mache ich den Entzug, den meine Mutter nicht geschafft hat. Es ist der Winter 1980, lange bevor man weiß, dass auch

frühgeborene Babys direkt nach der Geburt Hautkontakt haben sollten. Man geht noch davon aus, dass die Neugeborenen, die Probleme haben, ihre Körpertemperatur zu regulieren, sofort in einem Inkubator und mit Atemhilfen stabilisiert werden müssen.

Später lese ich: Das neonatale Abstinenzsyndrom ist bedingt durch den Drogenkonsum der Mutter während der Schwangerschaft. Durch den vorgeburtlichen Drogenkonsum über die Nabelschnur entwickelt das ungeborene Kind eine Abhängigkeit. Die Neugeborenen zittern, schlafen unruhig, übergeben sich oder haben Durchfall. Ihr Muskeltonus ist schwach, und sie neigen zu schrillum Schreien.

Im Auto auf dem Weg nach Hause liege ich in einem mit Kissen ausgestaffierten Wäschekorb auf dem Rücksitz neben meiner Mutter. Im Radio läuft *The ballad of Lucy Jordan*, meine Mutter streicht über meine Stirn und summt das Lied leise mit.

1

Anderthalb Jahre später, es gibt verschiedene Versionen der Geschichte, sitze ich am Boden des Zimmers in der Skalitzer Straße, auf der Patchwork-Decke, die Oma Lore mitgebracht hat, und stecke quaderförmige und sternförmige Bauklötze in die dafür vorgesehenen quader- und sternförmigen Öffnungen in einem Holzwürfel. Es ist Sommer. Die Fenster sind weit geöffnet. Der Lärm der Autos und Kindergeschrei dringen von draußen herein. Alle fünf Minuten rattert eine Hochbahn vorbei, die die Kaffeetasse auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers vibrieren und die Glühbirne an der Decke schaukeln lässt. Ein Bauernschrank steht neben der Tür, gegenüber unter dem Fenster liegt eine Matratze auf dem oxsenblutfarbenen Dielenboden. Meine Mutter lehnt an der Wand auf der Matratze

und setzt sich einen Schuss. Sie kennt sich aus und weiß, wie viel sie nehmen darf, um trotzdem die Milupa-Fläschchen zubereiten, mich füttern und wickeln zu können. Aber diesmal scheint der Stoff besonders rein oder mit Barbituraten versetzt worden zu sein, und sie fällt in einen Dämmer Schlaf, länger als den üblichen Moment, wenn die Opiate anfluten. Ich krabbele oder laufe ein paar unsichere Schritte zu meiner Mutter und entdecke die Bonbons in der Tüte, die neben ihr in dem Spalt zwischen Wand und Matratze liegen. Es sind *Rohypnol*-Tabletten, »Roofies«, wie meine Mutter sie nennt. »Ein Unterschied wie Tag und Nacht«, wirbt *Hoffmann-la Roche*, zehnmal stärker als Valium. Einige Minuten später, als die U-Bahnlinie 1 erneut am Fenster vorbeifährt, erwacht meine Mutter aus ihrem Dämmerzustand. Sie sieht mich, krampfend, mit der leeren Tüte in der Hand, und ruft, auf einmal nüchtern vom Adrenalin, einen Notarzt.

Etwa zur selben Zeit betritt mein Vater die Szenekneipe *Der Kosmos*, nimmt den Motorradschlüssel seines Freundes Karlheinz vom Haken neben der Küchentür, tauscht hinterm Haus das Nummernschild aus und fährt zum verabredeten Platz vor der Sparkasse neben dem Edeka. Hier trifft er auf seine Mitbewohnerin Katharina aus der Kommune in der Waldemarstraße in Kreuzberg. Er bewundert die zwanzig Jahre ältere fünffache Mutter, die, nachdem Benno Ohnesorg am zweiten Juni 1967 von einem Polizisten getötet wurde, ihr bürgerliches Familienleben hinter sich gelassen hatte, um sich ganz der poli-

tischen Arbeit zu widmen. Sie schreibt Hörspiele und ist an mehreren Überfällen beteiligt, unter anderem um dann mit Freundinnen die ersten Berliner Kinderläden zu gründen. Als Mitglied der linken Stadtguerilla will sie subversiv zu Geld kommen und das Geld für die Bewegung direkt von den Banken und Konzernen, also von oben nach unten umverteilen. *Mütter sind prädestinierte Bankräuber*, soll sie gesagt haben, *Sie haben alle Fähigkeiten, die man dazu braucht*.

Während mein Vater und Katharina zwei Geldboten mit Spielzeugpistolen bedrohen, warten Katharinas Töchter mit einem Lutscher im Auto. »Wenn ihr den aufgelutscht habt, bin ich wieder da.« Eine Frau mit zwei Kindern und Einkaufstüten würde bei den anschließenden Polizeikontrollen nicht auffallen, das war der Plan, und so hatte es schon einige Male funktioniert. Diesmal aber nicht. Die Polizei hatte die Zündkerzen aus dem Fluchtmotorrad entfernt, der Überfall wurde vereitelt und Katharina und mein Vater verhaftet.

Im Krankenhaus am Urban wird mir der Magen ausgepumpt und meiner Mutter die Sorge entzogen.

Ich werde in die Obhut des Jugendamts gegeben.

Mein Vater ist auf dem Weg in den Tegeler Knast. Sein Name steht ohnehin nicht auf der Geburtsurkunde, weil meine Mutter zum Zeitpunkt der Geburt mit einem anderen verheiratet war, eine Scheinehe, für die es Geld und einen interessanten Nachnamen gab.

Das Kinderheim ist eine Leerstelle.

Die Bilder, die in meinem Kopf entstehen, haben keinen Bezug. Sie sind Filmen entlehnt, die ich später gesehen habe, karge Räume mit langen Bettenreihen. Sicher ist es so nicht gewesen. Im Jugendamt wird auf meine Nachfrage hin die Akte gesucht, aber nicht gefunden werden. Wenn ich das Heimzimmer in meiner Erinnerung aufrufen will, ist da nur das Vakuum hinter dem Brustbein.

Ein Jahr nachdem ich in staatliche Obhut genommen wurde, ich bin zweieinhalb, betreten ein bärtiger Typ mit langen schwarzen Haaren und seine Freundin Hand in Hand das Gebäude des Elisabethstifts. Es sind der Freund meines Vaters, Karlheinz, und Marianne, mit der er gerade zusammen ist. Karlheinz flirtet mit der Heimleiterin, nennt den Namen einer befreundeten Sozialarbeiterin, unterschreibt ein paar Dokumente und verlässt das Gebäude mit mir an der Hand. Er nimmt mich als Pflegekind in seiner Wohngemeinschaft auf. Er ist eigentlich Anstreicher, arbeitet aber zu dieser Zeit im Kinderheim und engagiert sich bei der Jugendhilfezeitschrift *Heim und Hilfe*.

Dort bewegt man sich im Kielwasser der APO und Ulrike Meinhofs, welche in den Sechzigerjahren gegen die autoritären Zustände in der Fürsorgeerziehung der Bundesrepublik angehen wollten.

Für die Überfälle mit Katharina hatte sich mein Vater Karlheinz' Motorrad geliehen, aber bei der Verhaftung hat er dichtgehalten und seinen Freund mit keinem Wort erwähnt. Karlheinz versteht es als politi-

schen Akt, dem gefangenen Genossen, meinem Vater, einen Freundschaftsdienst zu erweisen und dessen Kind aus dem Heim zu befreien. Karlheinz' aktuelle Beziehungskiste, Marianne, ist ihm dabei als Alibi nützlich, um ein Pflegekind in eine Männer-WG aufzunehmen. Vom Jugendamt gibt es monatlich 700 Mark für die Pflegschaft.

2

Karlheinz' Wohngemeinschaft befindet sich im dritten Stock eines vierstöckigen Altbaus mit verwaschener, lachsfarbener Fassade. Das Haus steht in einer Straße mit Kopfsteinpflaster und alten Linden mitten in Berlin, ganz in der Nähe des Flughafens Tempelhof. So nah, dass wir Kinder, Lina aus dem ersten Stock, Mona aus dem zweiten und ich, die Flugzeuge, wenn sie abheben, mit unseren ausgestreckten Armen zu berühren versuchen, und so nah, dass wir uns, wenn sie landen, im Getöse der Turbinen theatralisch zu Boden werfen. Lange bevor sich irgendjemand vorstellen kann, dass hier einmal eine begehrte Wohngegend sein wird, haben Karlheinz, sein Freund Frank und einige andere das heruntergekommene Haus günstig gekauft und in Eigenleistung instand gesetzt, eine

Maßnahme, die vom Berliner Senat mit Fördergeldern unterstützt wurde. Als Projekt für selbstverwaltetes Wohnen wird eine GbR gegründet, niemand soll sich bereichern, allen soll alles gehören.

In der Wohngemeinschaft im dritten Stock gibt es sechs Zimmer. Hier wohnen vier Männer und ein Kind: mein Pflegevater Karlheinz, Wolfgang, Ansgar, Frank und ich, ein dickes Milupa-Mädchen mit blonden Korkenzieherlocken. Grobmotorisch und unge lenk sei ich gewesen, als mich Karlheinz aus dem Heim geholt habe, erzählt mir Marianne später, immer hungrig und ausgesprochen schüchtern. Vor jedem Grashalm soll ich mich gefürchtet und mich ständig an irgendein Bein geklammert haben. Aber ich hätte erstaunlich schnell Vertrauen gefasst, sei durch die Zimmer gelaufen, zwischen den Farbeimern, Leitern und Pinseln hindurchgestolpert, und immer habe es für mich etwas zu sehen und zum Spielen gegeben.

Es gab keine Verbote, ich durfte wach bleiben, solange ich wollte, durfte auf Matratzen springen, Nutella-Brote essen und Fernsehen und Fanta, soviel ich konnte. »Ihr könnt mir ruhig mal etwas verbieten«, soll ich später gesagt haben, ein *running gag* bei den Erwachsenen.

Das Wohnzimmer, der Kern der Wohnung, ist ein typisches Berliner Zimmer, welches Vorderhaus und Seitenflügel verbindet, L-förmig und dunkel. Unter dem einzigen Fenster, gegenüber der Gründerzeitkommode, darauf der Fernseher, steht ein Podest mit Schaumstoffmatratze.

Vom Wohnzimmer führt eine Tür in Karlheinz' Zimmer. Wenn ich mir Karlheinz' Möbel in Erinnerung rufen möchte, fallen mir keine ein, aber ich sehe Frauen in seinem Zimmer, schöne Frauen in schönen Posen, die nur für ihn dort sind und sich herumschieben lassen wie Stühle oder Tische.

Mein Pflegevater tickt. Wenn ich mich an seine Brust schmiege, kann ich es in meinem Kopf hören, hinter den Augen, aber ich höre es auch, wenn ich mich nur im selben Raum befinde. Wie das Ticken einer Armbanduhr klingt das metallene Geräusch seiner künstlichen Herzklappe. Ein Foto zeigt Karlheinz mit einem blonden Vokuhila, von grauen Strähnen durchsetzt, und mit einer Ray-Ban-Sonnenbrille. Über seinem Bierbauch spannt ein T-Shirt mit dem Aufdruck: *Keine Nacht ohne Drogen*. Darüber trägt er eine schwarze Lederjacke und sein Schnauzbart sieht aus wie der eines Detectives aus einer amerikanischen Krimiserie. Sein Zimmer hat ein eigenes Bad und einen eigenen Eingang vom Hinterhaus.

Von dem schmalen Flur gleich nach der Wohnungstür gehen drei Zimmer ab. Das erste davon gehört Frank. Er ist derjenige, der am meisten in die Wohnung investiert hat. In der Mitte seines Zimmers steht ein großes Bett, eingerahmt von dunklen Holzregalen, sodass es etwas Grottenartiges hat. Eine Höhle in einer Höhle. Auf dem Bett die schwarze Satinbettwäsche, glänzend, kühl und glatt. Über dem Bett an Drahtseilen ein goldumrahmter Spiegel. An den Wänden staksige Regale, lang und dünn wie Frank

selbst, darin unzählige Krüge, Gläser, Schachteln und Tassen, bis zum Rand gefüllt mit Geldstücken. Dazwischen schief drapierte Poster: *Heraus zum revolutionären ersten Mai* und: *Deutschland verrecke*. An der Kopfseite des Bettes hängt ein Linoldruck. Er zeigt eine schlafende Frau, darunter den Schriftzug: *I didn't go to work today. I don't think I'll go tomorrow*. Dabei ist Frank einer der wenigen im Umfeld, die einem geregeltem Job nachgehen, und das sogar »beim Staat«, wie die anderen sagen. Bei der Bundessteuerzentrale.

Dann folgt Wolfgang's Zimmer. Hier ist die Luft milchig weiß vom Rauch seiner Filterlosen, durchsetzt von feinem Staub, der sich auf den Setzkästen sammelt. Es riecht nach Obstler und *Roth-Händle*. Eine Heimorgel aus dunkelbraunem Kunststoff steht an der Wand. Wenn man die Lamellen des Deckels nach oben schiebt und die schwarzen Knöpfe drückt, auf denen Rumba oder Cha-Cha-Cha steht, knackt es. Hinter den Knöpfen blitzt ein roter Funke, und die Staubkörner tanzen zu den Rhythmen in der Sonne.

Ansgar's Zimmer wirkt leer.

In einem wiederkehrenden Traum gehe ich später den Flur entlang, der Sisalboden kratzt an den Füßen, die Glühbirne flackert, bevor sie ausgeht. Ich möchte an Ansgar's Zimmer vorbeirennen, will vorwärts, will zur Wohnungstür, aber ich kann mich nicht bewegen, der Sisal knotet sich um meine Füße. Ich will etwas rufen, aber ich kann den Mund nicht öffnen.

Die Zimmer sind in mir, die ganze Wohnung. Manche Bilder haben sich in meiner Brust verkantet, und ich erinnere sie nicht. Und doch träume ich mein Leben lang in den Räumen dieser Wohnung, immer wieder laufe ich den langen Flur entlang. Ich möchte hinaus-treten, in anderen Räumen träumen, aber die Zimmer haben sich in meinen Körper eingeschrieben wie eine universelle Architektur.

3

Mein Vater wird aus der Haft entlassen, als seine Komplizin Katharina ein Jahr nach ihrer Verhaftung bei Gericht aussagt, sie habe den jungen Mann in die Sache hineingezogen. Nun lebt er ebenfalls bei uns in der Wohngemeinschaft. Ich erkenne ihn nicht, laufe vor seinen ausgestreckten Händen davon, so hat er es mir erzählt. Von Karlheinz' Schoß aus soll ich meinen Vater skeptisch beäugt und tagelang ignoriert haben. Ich kann mich nicht daran erinnern, kann mir nicht vorstellen, seine Nähe jemals nicht gesucht zu haben. Woran ich mich erinnere, ist, wie mein Vater mich ins Bett bringt. Wie ich mein Gesicht in seine Hände legen will. Er soll nicht gehen, ich will meine Wangen in seine prittstiftverklebten Handflächen drücken, darin Tabakkrümel und Lederreste. Er soll erst dann gehen,

wenn ich eingeschlafen bin. Ich will nicht einschlafen, er soll nicht gehen. Wie er »Gute Nacht, mein Hase«, sagt und sich daran macht, aufzustehen. Ich halte seine Hand mit beiden Händen und drücke sie an meine Brust wie ein Plüschtier. Er entzieht sie mir, legt sie auf meinen Kopf, ein warmes Dach. Wie er »Jetzt schlaf aber gut« sagt, »ich geh mal rüber, in die Kneipe«. Und wie ich darunter wohnen möchte, unter den Händen meines Vaters.

»Wo ist meine Mutter?«, frage ich und bekomme zur Antwort: »Deine Mutter sucht eine Wohnung.« Ich stelle mir vor, wie sie abends durch die Straßen Berlins läuft, den Blick nach oben gerichtet, ob irgendwo ein Fenster nicht erleuchtet, also eine Wohnung frei ist. Wenn wir telefonieren, nennt sie mich *Murmelchen*. Sie besucht mich nur selten in der WG, Junkies sind im Hausprojekt nicht gern gesehen. Dann bringt sie mich ins Bett und singt mir Schlaflieder vor. *Guten Abend, gut' Nacht* und *Weißt du wie viel Sternlein stehen*. Sie vermeidet das Wort Gott. *Morgen früh, wenn du willst*, singt sie, *wirst du wieder geweckt* und *du allein hast sie gezählet, dass dir auch nicht eines fehlet*.

Ich erinnere mich an ihre sommersprossige Haut, als wir das einzige Mal gemeinsam am Baggersee sind, an die roten Schamhaare in der Sonne. Ihre weiße Haut, wie eine besondere Marmorart, hellrot gesprenkelt, die Einstichnarben an den Innenseiten der Arme, wie beige Krater. Zu dieser Zeit ist sie im Methadonprogramm. Das pinkfarbene Himbeereis schmilzt in

der Sonne und tropft auf unsere Haut. In kleinen Rinnsalen läuft es an meinen Unterarmen hinunter. Der Sand klebt in unterschiedlichen Mustern darauf, in den Eislachen anders als in der Sonnencreme. Meine Mutter rubbelt mich mit einem Handtuch ab, und ich genieße die Umarmung ohne direkten Hautkontakt.

Es ist der Tag bevor ich mit den Männern der WG nach Nicaragua fliege, kurz vor meinem fünften Geburtstag. Zum Abschied schenkt sie mir eine braune Puppe in einem glänzendem Plastikkarton. Die krausen Haare der Puppe sind zu zwei Zöpfen gebunden, mit roten Schleifen, ihr Rumpf ist weich, aus braunem Stoff, gefüllt mit Watte. Arme und Beine sind aus Kunststoff, sie trägt ein blau-weiß kariertes Kleid und rote Lackschühchen. Meine Mutter sagt, in Nicaragua haben die Kinder alle dunkle Haut, so wie diese Puppe. »Ich habe sie für dich bei Karstadt geklaut«, fügt sie strahlend hinzu, und ich schließe die Puppe sofort in mein Herz.

Am Abend zu Hause soll mein Vater das Federbett zurück in den Bettbezug schieben und die Decke um meine Füße und um meinen Körper falten. Alles muss festgeklopft werden. Wenn ich beim Einschlafen die Naht des Federbettes an meinen Beinen spüre, fange ich an zu weinen. Als befänden sich in den Rezeptoren meiner Haut Verstärker, die jeden Reiz in eine gewaltige Sinneswahrnehmung übersetzen. Ich fürchte, mich von der Haut aus ins Weite aufzulösen, wenn die

Decke nicht zu allen Seiten um meinen Körper steckt. »Die Prinzessin auf der Erbse mal wieder«, sagt Ulla, die erste der Freundinnen meines Vaters, an die ich mich nach meiner Mutter erinnern kann. Ullas Tochter Juna ist das Gegenteil von mir. Sie klettert auf Bäume, ist mutig wie *Ronja Räubertochter*, und im Kinderladen ist sie die Anführerin. Jeder will mit ihr befreundet sein. Einmal sollen Juna und ich anstelle der Kinderbowle die Bowle der Erwachsenen getrunken und gemeinsam auf den Tischen getanzt haben. Ich erinnere mich nicht daran.

Es ist Juna, die irgendwann sagt: »Deine Mutter spritzt sich Drogen in den Arm, das hat Ulla mir gesagt.«

4

Als ich fünf bin, beschließen die Männer aus der Wohngemeinschaft zusammen mit einer Gruppe von Freunden und Bekannten, statt in der Kneipe zu stehen, Bier zu zapfen und über die Revolution zu reden, für ein halbes Jahr die Sandinisten zu unterstützen und in einem Dorf in Nicaragua eine Schule zu bauen. Sie bilden damit eines von hunderten Solidaritätsprojekten, die in der Bundesrepublik entstehen. Tausende Freiwillige reisen nach Nicaragua, um dort als Brigadisten beim Aufbau des Landes zu helfen. Seit die sandinistische Befreiungsfront FSLN 1979 die Macht in Nicaragua übernommen hat, schaut die Linke in Berlin mit Zuversicht auf das zentralamerikanische Land. Nicaragua wird zur Projektionsfläche für die Bewegung, als Zeichen der Solidarität mit dem Land trinkt

man Kaffee aus Nicaragua, nicht ahnend, dass der Revolutionsführer Daniel Ortega sich zu einem autoritären Herrscher wandeln wird.

»Die Kinder in Nicaragua«, sagt mein Vater bei jeder sich bietenden Gelegenheit, »die sind froh, wenn sie was zum Essen haben.«

Ich erinnere mich, dass die Kinder in Nicaragua fremde wohlklingende Namen haben wie Reina-Isabelle, das R muss an den Vorderzähnen vibrieren, und dass die Kinder in Nicaragua *dreckige Milch* trinken dürfen, eine süße warme Milch mit etwas Kaffee darin. Ich erinnere mich an mit Süßigkeiten gefüllte Piñatas, die an Feiertagen mit einem großen Stock zerschlagen werden, an blau-weiße Schuluniformen und an Puppen aus hartem Plastik. Ich erinnere mich an Kinder in Nicaragua, die mit Brunnenwasser gefüllte Eimer über zusammengerollten Tüchern auf dem Kopf tragen und an einen Kreis staunender Gesichter um uns Gringo-Kinder herum, die uns betasten, die blonden Haare.

Ich erinnere mich, »si, si« oder »no, no« zu den Kindern zu sagen, weil das alles ist, was ich mit fünf Jahren auf Spanisch sagen kann, und ich erinnere mich an einen älteren Jungen im Zuckerrohrfeld, der mein »no« nicht versteht. Sara und ich waren dem Jungen ins Feld gefolgt, jede von uns ein Stück Zuckerrohr in der Hand, das er mit einer Machete für uns abgeschnitten hatte. Wir sollten es bei ihm wie mit dem Zuckerrohr machen. Er hatte es vorgemacht und dann immer wieder über Saras blondes Haar gestrichen.

Ich sagte no, fand es eklig, machte dann aber doch mit, weil ich Angst hatte vor seiner Machete.

Als Wolfgang mich eine Stunde später am Brunnen sitzend fand, heulend und mit einem Stück Zuckerrohr vor mir auf dem Boden, schien er zu glauben, ich sei traurig, weil der klebrige süße Stumpf auf die staubige Erde gefallen war. Ich trat dagegen und erzählte ihm von dem Jungen, seiner Machete und dem ekligen Gefallen. Ich erwartete, dass er empört sein und ihn zur Rede stellen würde. Aber das tat er nicht, und ich fühlte mich verraten. Er seufzte bloß und erklärte mir, dass in anderen Ländern eben andere Sitten herrschten.

»Nicaragua ist anders«, sagt auch mein Vater, der einen Monat nach uns ankommt, weil er in Berlin wegen Haschischsmuggel gesucht wird. »Die Polizisten zum Beispiel, das sind hier die Guten.«

Ich erinnere mich an entzündete Mandeln, an eine in silberne Ornamente eingefasste Glasspritze mit einer langen Nadel. Mein Vater trägt mich mehrere Kilometer wie einen Sack über den Schultern durch die gleißende Sonne bis zur Lehmhütte des Arztes. Aus Angst vor der Spritze renne ich aus der Hütte und brülle so laut wie die Affen, die uns im Urwald mit Dreck beschmissen haben. Aber es hilft nichts, denn die Spritze hilft.

Ich habe Angst vor der Vogelspinne, die die Erwachsenen in einem Käfig halten, und Angst vor den Skorpionen. Ich habe Angst vor Waldbränden, vor dem älteren Jungen, den Ameisen in dem zuckrigen Pfeffer-

minztee neben der Pritsche, auf der ich schlafe, und vor dem Mann, der ins Dorf reitet, um das Stierblut zu trinken.

Als ich wieder in Berlin bin, fallen Juna und ich uns um den Hals. Wir müssen uns wirklich über das Wiedersehen gefreut haben.

5

Nach der Rückkehr aus Nicaragua kauft Karlheinz eine Harley Davidson, auf der wir einmal gemeinsam durch die Stadt zum Zirkus fahren. Die Maschine ist ohrenbetäubend laut, ich sitze hinter ihm und versuche, meine Arme um seinen riesigen Bauch zu schlingen. Der Fahrtwind weht mir den Geruch von Cacharel-Rasierwasser, Zigarillos und Benzin in die Nase. Erst nach der Hälfte der Zirkusvorstellung lässt das Dröhnen in meinen Ohren nach, und ich höre auch Karlheinz wieder ticken. Als würde ein Metronom im Hintergrund den Takt angeben. Und so ist es auch, denn Karlheinz gibt den Takt an. Er tröstet und zerstört. Wenn er tröstet, wiegt er mich an seiner knarrenden Lederjacke und brummt dabei tiefe, beruhigende Töne: »Ach du, ach du«, von der Quinte zur

Tonika. Die Zerstörung hingegen ist eine Vernichtung. Sie ist nicht berechenbar, und die als Witze getarnten Angriffe treffen dorthin, wo sein Brummen Vertrauen erzeugt hat. Als wolle er lediglich einen Boden dafür bereiten.

»Die Seiltänzerin hat dir gefallen, oder?«, fragt er nach der Vorstellung, und ich nicke.

»Und was noch?«

»Die blaue Frau auf der Schaukel«, sage ich. Die Akrobatin in ihrem hellblauen glänzenden Anzug war auf einer langen Schaukel durch die Manege geschwungen. Geschmeidig wie eine Schlange war sie dann an den Seilen der Schaukel hinaufgeglitten und hatte kopfüber an den Füßen gehangen.

»Ja, das hat man gesehen«, sagt Karlheinz, »dein Mund stand so weit offen, du sahst aus wie einer der Clowns.« Er lacht schallend, die Kette mit dem patrenförmigen Anhänger, in dem er seit seinem Herzinfarkt die blutverdünnenden Medikamente aufbewahrt, hüpfte auf seiner Brust. »Süße, du bist eher ein Clown, so wie du durch die Gegend stolperst. Für ein Seil bist du zu dick.«

Am Morgen, wenn die Männer noch schlafen, streife ich in der Wohnung umher. Im Wohnzimmer setze ich mich aufs Sofa und finde eine Packung Toffifee, die kenne ich aus der Fernsehwerbung.

Während ich mir die letzte Praline in den Mund schiebe, fällt mein Blick auf Gelis rote Pumps vor Karlheinz' Zimmer. Vorsichtig schlüpfte ich in die glänzen-

den Schuhe und rutsche mit den Füßen in die Spitze. Ich stöcke in den Flur vor den Spiegel und werfe den Kopf in den Nacken, ein dickes Kind mit Schokoladenmund. Ich will eine *feine Dame* sein, so wie die Frauen im Fernsehen, mit sauberen Fingernägeln und einem apricotfarbenen Lächeln auf meinen Lippen, in einer Küche aus Edelstahl.

Aber ich trage zu viel Wut in mir. Alles was glänzt, mache ich kaputt.

6

Lina wohnt zusammen mit ihrer kleinen Schwester, ihrer Mutter Bea und deren Freund in der ersten Etage. Es ist warm, hell und aufgeräumt bei Lina, zum Frühstück gibt es Haferbrei mit Zimt und Honig. Morgens sitzen alle gemeinsam am Frühstückstisch, in dessen Mitte Blumen in einer Vase stehen. Linas Mutter schimpft und wirkt gestresst, dennoch ist alles behaglich in Linas Zuhause. Als ich Lina einmal besuchen möchte, sie aber noch im zweiten Stock bei Mona spielt, darf ich in ihrem Zimmer warten. Ich setze mich an ihren Schreibtisch auf einen dazu passenden Kinderstuhl und fahre mit den Fingern über die angespitzten Buntstifte in dem hölzernen Stiftehalter. In den wollenen Hausschuhen, die mir ihre Mutter am Eingang gegeben hat, laufe ich so vorsichtig durch das

Kinderzimmer, als könne es allein durch meine Anwesenheit in Unordnung geraten. Linas Kleiderschrank duftet nach *Lenor* und geöltem Holz, ihre Kleidung ist ordentlich zusammengefaltet. Ich erinnere mich an eine rosafarbene Jeans, mit lila Sternen bedruckt, um die ich Lina beneidete. Kurz überlege ich, ob es Lina auffallen würde, wenn ich eine ihrer Hosen mitnähme, von ganz unten aus dem Stapel, ich könnte sie schnell unter meine Hose ziehen. Aber dann fällt mir ein, dass wir uns jeden Tag im Kinderladen begegnen und dass ich Lina nichts wegnehmen will. Den zweiten Gedanken denke ich erst, als Lina und Mona das Zimmer betreten, und ich schäme mich. Ich traue mich kaum, ihnen in die Augen zu sehen.

Später sitzen wir in der Höhle, die wir in der Küche zwischen Eckbank und Küchentisch aus Betttüchern gebaut haben, und betrachten unsere Vulven.

»Das ist nicht normal«, sagt Lina.

»Was denn?«, frage ich.

»Na das da, was aus deiner Möse rausguckt«, sagt sie. »Bei mir ist das drinne.«

Sie hat recht: Zwischen meinen Schamlippen lugt ein kleines kugeliges Dreieck hervor.

»Du hast ja fast 'n Pimmel«, sagt Lina.

Ich werde rot und frage mich, ob das bei der Sache mit Ansgar passiert sein könnte. Aber ich sage nichts, versuche, das kleine Dreieck zurückzuschieben zwischen die Labien.

Von Lina hatte ich auch den Tipp, mir die Wangen immer wieder mit einem Stück Seife zu waschen, bis

sie rosa würden. Ich wollte etwas gegen meine fahle Haut tun.

Neuköllner Kinder haben diese durchscheinende, blau marmorierte Haut mit den dunklen Ringen unter den Augen. Der Teint hat etwas mit Nikotin zu tun, mit Ravioli aus der Dose und Fanta. Ich probiere das mit der Seife aus, bis meine Wangen jucken und sich ein bisschen röten.

Die Haut ist eine Grenze. Ich werde darum bitten, mir die Haut etwas fester um meinen Körper zu schnüren, so wie man einem Kind den Reißverschluss des Anoraks über mehrere Lagen Pullover zieht oder so wie die Squeeze Machine von Temple Grandin. Damit ich merke, wo innen aufhört und außen beginnt. Die Poren in meinem Gesicht werde ich mit Make-up füllen, Farbe Alabaster, und ich werde unter extra-schweren Decken liegen, um dem Schutz meiner Haut etwas hinzuzufügen, einen beruhigenden Druck. Tagsüber wird mich eine weiche Hülle schützen, denn meine Haut ist dekadent. Am liebsten werde ich Kleidung aus Cashmere tragen, Schutzanzüge aus weicher Wolle, für jeden Wochentag einen. Dazu Fingernägel in den passenden Farben, Make-up und Concealer gegen die Schatten unter den Augen. Das wird als Erwachsene für mich Sicherheit sein.

Ich werde Skinreels auf Instagram sehen und wissen: Ich sollte Faceyoga machen und meine Haut tapen, die Falten mit Klebeband in Richtung meiner Ohren ziehen. Ich sollte Selleriesaft oder mindestens zwei Liter Wasser am Tag trinken und endlich, endlich

mit dem Skin Picking aufhören. Aber ich werde nicht aufhören, denn es beruhigt ja doch, nur hinterher kommen die Scham, das fleckige Gesicht und die entzündete Haut.

Eine Woche nach dem Besuch bei Lina sitze ich mit Pit Krüger in der Badewanne. Er geht in denselben Kinderladen wie ich, und seine Mutter hatte Marianne gebeten, an diesem Abend auf ihn aufzupassen.

Ich reiche ihm die Gießkanne, die Marianne uns zum Spielen gegeben hat und zeige auf die Tülle.

»Du musst deinen Pimmel vorne reinstecken«, sage ich, »und dann da.« Ich spreize meine Schamlippen mit den Fingern.

Pit Krüger sieht mich entsetzt an.

»Du darfst das aber nicht weitersagen, sonst holt dich der Teufel.« Ich bin erleichtert, den Satz auszusprechen, der mich seit Wochen ängstigt.

»Und wenn ich pullern muss?«, fragt Pit.

»Dann musst du reinpullern.«

Nach dem Baden, dem warmen Kakao, den Käseschnitten und der *Sesamstraße* bringt Marianne uns ins frisch bezogene Bett. Die Stehlampe in der Ecke des Zimmers lässt sie brennen und legt ein Tuch darüber. Dann schließt sie die Tür.

»Jetzt musst du dich auf mich drauflegen«, flüstere ich, aber Pit reagiert nicht. Er tut so, als schlafe er. »Sonst kommst du ins Kinderheim, Pit Krüger«, sage ich etwas lauter und öffne meine Beine.

Pit reißt die Augen auf und schiebt sich auf mich.

»Mach ihn rein.«

Es funktioniert nicht. »Du bist einfach noch zu klein«, sage ich, »noch ein richtiges Baby.«

Dann drehe ich mich um und fange an zu weinen. Pit Krüger nimmt meine Hand, und wir schlafen ein.

Am nächsten Tag holt mein Vater mich vom Kinderladen ab, ich trödele beim Anziehen und mache eine Schnute.

»*Bist eulen?*«, fragt er und beugt sich zu mir hinunter. Ich schlinge meine Arme um seinen Hals und muss grinsen.

Wenige Tage zuvor hatte mein Vater auf dem alten Plattenspieler im Wohnzimmer *Ernst Jandl* abgespielt. Das Eulen-Gedicht brachte mich dermaßen zum Lachen, dass ich es wieder und wieder von vorn hören wollte. Mein Vater drehte sich einen Joint, *Erwachsenenzigarette*, sagte er und kicherte. Immer aufs Neue sollte er die Nadel in die Rille am Anfang des Stückes setzen, und ich prustete schon beim ersten Knacken los. *Bist eulen?*

»Ja, bin eulen« sage ich in seine Halsbeuge. Dann gehen wir zum Auto. Mein Vater öffnet die Beifahrertür und streicht mir über die Haare.

»Jaja«, sagt er, »sehr eulen.«